



UNIVERSIDAD DE ANTIOQUIA
FACULTAD DE CIENCIAS SOCIALES Y HUMANAS
CENTRO DE ESTUDIOS DE OPINIÓN

Vortrag in Concepción am 17 de Diciembre de 2009 anlässlich der Auszeichnung als „Visita Distinguida“ durch den Rektor der Universität Concepción

Klaus Meschkat

Abstract. Conference of professor Klaus Meschkat in the University of Concepción, Chile on the occasion of a tribute that the University does to him by its quality of ex - professor of the Institute of Sociology, that in 1973 was exonerated and detainees by the military administration of the institution. Professor Meschkat it makes a parallel between which it happened in the european universities during the implantation of facismo and what happened in the Chilean universities during the military dictatorship. Also, ask for a public recognition to all the professors expelled, exonerated and detainees during the military dictatorship protests.

Resumen. Conferencia del profesor Klaus Meschkat en la Universidad de Concepción, Chile con motivo de un homenaje que la Universidad le hace por su calidad de ex – profesor del Instituto de Sociología, quien en el año 1973 fue expulsado y detenido por la Administración militar.

Profesor Meschkat hace un paralelo de lo que sucedio en la universidades europeas con la instauración del facismo y lo sucedido en las universidades chilenas con la dictadura militar. Igualmente, reclama un reconocimiento público a todos los profesores expulsados, exonerados y detenidos durante la dictadura militar.

Palabra clave. Pinochet, Universidad de Concepción, profesores exonerados, detenidos políticos, dictadura militar chilena, facismo

Presentación.

Die Sozialwissenschaften in einer globalisierten Welt

Herr Rektor der Universität Concepción, Herr Dekan der Fakultät für Sozialwissenschaften, Herr Konsul der Bundesrepublik Deutschland, liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Studentinnen und Studenten,

es ist für mich eine grosse Ehre, bei einer offiziellen Veranstaltung vor den Mitgliedern einer Universität zu sprechen, der ich einmal als vollberechtigter Professor angehört habe, und zwar vom März bis September des Jahres 1973. Wie viele andere Sozialwissenschaftler, auch aus Concepción, geriet ich nach dem Putsch von 11.9.73 in Gefangenschaft und wurde dann gezwungen, Chile zu verlassen. Manche meiner chilenischen Schicksalsgefährten leben bis heute in Deutschland oder anderen Ländern ausserhalb Chiles. Auch auf solche Weise kann Globalisierung der Wissenschaft befördert werden, und dies bringt mich dazu, mein allzu weit gespanntes Thema unter einem bestimmten eingeschränkten Gesichtswinkel zu behandeln: Politische Verfolgung und Exil waren seit dem 19. Jahrhundert das Schicksal vieler Wissenschaftler, die den Zustand ihrer Gesellschaft erforschen wollten. Für die Länder, aus denen sie vertrieben wurden, war das immer ein grosser Verlust. Für die Exilierten brachte ein solche erzwungene Heimatlosigkeit vielfache Leiden, zugleich aber auch eine Lösung aus lokalen, regionalen und nationalen Beschränkungen. Dies bot eine neuartige Chance, weltweite Zusammenhänge und Entwicklungstendenzen zu studieren und zu begreifen.

Dafür steht exemplarisch ein Intellektueller des 19. Jahrhunderts, mit dem unbestreitbar die Geschichte einer kritischen Sozialwissenschaft beginnt. Ich meine einen Philosophen und Publizisten, der in der grossen europäischen Revolution von 1848 für die Sache der demokratischen Republik in Deutschland stritt und als Besiegter ins englische Exil gehen musste. Mit den Recherchemöglichkeiten, die ihm die Bibliothek des British Museum in London bot, konnte er sich daran machen, in jahrzehntelangen Studien auch den tieferen Ursachen des Scheiterns bisheriger politischer Revolutionen wissenschaftlich auf den Grund zu gehen. Mit seiner Kritik der politischen Ökonomie hat er die grundlegenden Prinzipien einer wirtschaftlichen

und sozialen Ordnung herausgearbeitet, die damals gerade in seinem Exilland England in fortgeschrittener Form Gestalt gewann. Die Aktualität der Theorie von Karl Marx beruht wohl darauf, dass wir noch immer in dieser kapitalistischen Ordnung leben, gerade nach dem Untergang eines konkurrierenden Systems, das fälschlich für sich in Anspruch nahm, den Kapitalismus überwunden zu haben und eine überlegene soziale Ordnung zu verkörpern. Und die gegenwärtigen Krisenerscheinungen im weltweiten Finanzsystem bringen es mit sich, dass es auch in der akademischen Sprachregelung der dominierenden Sozialwissenschaft wieder üblich wird, von „Kapitalismus“ zu sprechen, statt ideologische Bezeichnungen wie „soziale Marktwirtschaft“ zu benutzen.

Die Kapitalismuskritik von Karl Marx ist aber zugleich eine umfassende Theorie der Globalisierung. Er hat gezeigt, dass dem Kapitalismus zwangsläufig die Tendenz innewohnt, alle Räume zu besetzen, die bisher noch nicht seiner Herrschaft unterworfen waren. Nicht zufällig ist es seit einiger Zeit selbst bei konservativen Rednern Mode geworden, in Vorträgen über die Globalisierung jene Textstellen von Marx aus dem „Manifest der Kommunistischen Partei“ von 1848 zu zitieren, in denen er auf die weltumspannende und weltverändernde Rolle des Kapitals zu sprechen kommt. Ich nehme an, dass Sie auch schon solche Redner gehört haben, und will Sie deshalb mit den entsprechenden, allerdings sehr eindrucksvollen Zitaten nicht langweilen. Aber ich kann Ihnen versichern, dass man mit grossem Gewinn den ersten Teil des Kommunistischen Manifests zu Rate ziehen kann, wenn man die Grundzüge der Globalisierung verstehen möchte. Wie andere bedeutende Gesellschaftstheoretiker hat auch Karl Marx zwar künftige Entwicklungen prognostiziert, sich aber bei der Einschätzung der Geschwindigkeit getäuscht, mit der sich tiefgreifende gesellschaftliche Veränderungen vollziehen. So sah er schon 1848 und in der Pariser Kommune von 1871 Elemente einer proletarischen Revolution. Und er hat geglaubt, dass das fortgeschrittenste kapitalistische Land seiner Zeit - England - den anderen Ländern den Spiegel einer nahen Zukunft vorhält, die unausweichlich sei. Aber gerade dies führt dazu, dass Marx, der Denker im Exil, bereits vor anderthalb Jahrhunderten in seiner Theorie die Durchsetzung des Kapitalismus im Weltmassstab vorweggenommen hat, die heute vor unseren Augen in rasendem Tempo abläuft und mit dem Schlagwort der Globalisierung beschrieben wird.

Sicherlich erschöpft sich die Tradition der Soziologie nicht im Werk von Karl Marx, den der Soziologe Norbert Elias, der selbst kein Marxist war, als „Kolossalfigur des 19. Jahrhunderts“ bezeichnet hat. Aber der grösste Teil der Geschichte der Soziologie im Jahrhundert seit Marx' Tod lässt sich gut als explizite oder implizite Auseinandersetzung mit seiner Theorie begreifen: Die einen wollen sie unmittelbar fortführen, andere Soziologen wollen sie im ganzen oder in einzelnen Punkten widerlegen, wieder andere möchte sie ergänzen, so auf Gebieten wie der politischen Theorie oder der Sozialpsychologie, die Marx kaum bearbeitet hat. Dabei kam es zu Versuchen, eine Synthese zwischen der Theorie von Marx und der eines anderen grossen Denkers, nämlich Sigmund Freud, zustande zu bringen.

Dies unternahm die sogenannte Frankfurter Schule, die einen Meilenstein in der Entwicklung der Soziologie darstellt und entsprechend auch bei den gegenwärtigen Lehrveranstaltungen der Universität Concepción einen breiten Raum einnimmt. Dieser Frankfurter Schule wende ich mich gleich zu, obwohl ich damit grosse Soziologen des beginnenden 20. Jahrhunderts wie Max Weber überspringe: Es geht mir ja nicht um eine Geschichte der Soziologie, sondern darum, die Bedeutung des Exils für die Herausbildung einer kritischen Sozialwissenschaft aufzuzeigen. Das 1923 in Frankfurt am Main gegründete Institut für Sozialforschung verdankte schon die materiellen Voraussetzungen seiner Entstehung der damaligen „Globalisierung“: Der in Buenos Aires geborene Kaufmannssohn Felix Weil wurde als Student zum Räte-sozialisten. Er wollte ein Institut für Marxismus einrichten und konnte es mit einer grosszügigen Geldspende ausstatten, weil er seinen Vater beerbte, der als Besitzer einer der grössten argentinischen Getreidehandelsfirmen zum Multimillionär geworden war. So entstand, verbunden mit der Goethe-Universität Frankfurt, ein Institut, das zum Sammelpunkt unorthodoxer linker Intellektueller wurde. Im Gegensatz zu der von Stalin proklamierten Pseudowissenschaft des „Marxismus-Leninismus“ stellte man sich am Institut für Sozialforschung die Aufgabe, eine Kritische Theorie der Gesellschaft zu entwickeln. Dabei sollte an das originäre Werke von Karl Marx angeknüpft werden: An der Wiederentdeckung und Neubewertung seiner Frühschriften waren Mitarbeiter des Instituts massgeblich beteiligt. Zu den auch international bekanntesten Köpfen der Kritischen Theorie gehörten Max Horkheimer, der das Institut für Sozialforschung ab 1930 leitete, Theodor W. Adorno,

Erich Fromm, Herbert Marcuse und Friedrich Pollock. Die meisten dieser unabhängigen Marxisten kamen aus dem jüdischen deutschen Bürgertum.

Die Machtergreifung des Nationalsozialismus 1933 bedeutete auch das Ende dieses Zentrums der deutschen Soziologie in Frankfurt. Seine Mitglieder wurden aus dem Dienst der Universität entfernt, weil sie Juden oder Kommunisten waren. Das Institut selbst wurde geschlossen. Zur Haltung der Universität in diesem Augenblick heisst es in einer Geschichte der Frankfurter Schule:

Wie überall, so stellte sich auch in Frankfurt die Universität keinen Augenblick vor ihre verfemten und verfolgten Kollegen. Im Gegenteil. Bereits am 3. April hatte der Senat der Universität beschlossen, beim preussischen Kultusministerium den Antrag zu stellen, „dass die bisherige Verbindung des ‚Instituts für Sozialforschung‘ mit unserer Universität, wie lose diese Verbindung auch war, aufgehoben werde.“ (Rolf Wiggershaus, Die Frankfurter Schule, München 2001, S.149)

Diese unwürdige Distanzierung ging noch von einem Rektor aus, der selbst kein Nazi war und wenig später von einem überzeugten Nationalsozialisten abgelöst wurde. Dass Universitäten unter den Vorzeichen der Diktatur dem neuen Regime zu Willen sind oder es sogar aktiv unterstützen, ist allerdings nicht nur in Deutschland zu beobachten. Auf die Parallele Frankfurt 1933 – Concepción 1973 werde ich später zurückkommen.

Von den Säuberungen der Nazis war das ganze Universitätswesen betroffen: In den fünf Jahren nach der Machtergreifung wurden 45% aller beamteten wissenschaftlichen Stellen neu besetzt. Nach der Berliner hatte die Frankfurter Universität die zweithöchste Entlassungsquote von Professoren: Mehr als ein Drittel der Professoren verloren ihren Lehrstuhl. Die deutsche Soziologie hat sich von dem Aderlass nie wieder vollständig erholt: 47% der an Universitäten beschäftigten Sozialwissenschaftler verliessen das Land. Vertrieben wurden sie nach den Kriterien der Nazis: Weil sie Kommunisten waren, weil sie „nichtarischer“ Abstammung waren oder weil „ihre bisherige politische Tätigkeit keine Gewähr dafür bot, dass sie jederzeit rückhaltlos für den nationalen Staat eintreten würden.“

Für die Angehörigen des Frankfurter Instituts begannen nun Jahrzehnte im Exil. Über Genf ging es zunächst nach Paris, dann schliesslich in die Vereinigten Staaten. Die

1932 begründete Zeitschrift für Sozialforschung konnte 1933-1938 in Paris, dann kurze Zeit in New York erscheinen. Max Horkheimer war nicht nur über lange Zeit der richtunggebende Theoretiker der Frankfurter Schule, sondern auch ein überaus fähiger Organisator, der zudem ein sicheres Gespür für Gefahren hatte und so das Institut vor dem Zugriff der Nazis retten konnte. Bevor die Nazis 1940 siegreich in Frankreich einzogen, hatte er den Sitz des Instituts schon nach New York verlegt. Es war dort zeitweise der Columbia-Universität angeschlossen.

Das Exil in den Vereinigten Staaten bedeutete aber mehr als die Rettung eines wertvollen Zentrums der deutschen Soziologie und die zeitweise finanzielle Absicherung ihrer Mitarbeiter. Sie brachte auch die Begegnung einer an Marx und Freud orientierten Gesellschaftstheorie mit einer empirischen Sozialforschung, wie sie sich in den USA schon seit längerer Zeit herausgebildet hatte, übrigens auch mit Beteiligung von Einwanderern aus Mittel- und Osteuropa. Zentrale Themen, die auf diese Weise bearbeitet wurden, drängten sich durch die Erfahrung mit dem Nationalsozialismus auf: Wie konnte es geschehen, dass in einem entwickelten Land der kapitalistischen Welt ein so barbarisches Herrschaftssystem Fuss fassen konnte? Gab es Anzeichen für ähnliche Gefahren auch in anderen kapitalistischen Ländern? Herbert Marcuse hatte schon am Ende der Weimarer Republik auf die Anfälligkeit des liberalen Denkens für den Faschismus hingewiesen. Max Horkheimer schrieb am Vorabend des zweiten Weltkriegs den vielzitierten Satz: „Wer aber vom Kapitalismus nicht reden will, sollte auch vom Faschismus schweigen“.

Aber die Frankfurter blieben nicht dabei stehen, dass der Faschismus nur die dem Kapitalismus innewohnenden Entwicklungstendenzen zutage gefördert habe – eine Einsicht, die später von den Totalitarismus-Theorien überdeckt wurde. Als Exilierte wollten sie die grundlegende Frage, die der Sieg des Faschismus in Deutschland und Europa aufwarf, auch in ihrem Exilland USA zum Ausgangspunkt kritischer Sozialforschung machen: Wie lässt sich erklären, dass die lohnabhängigen Massen im Gegensatz zu ihren objektiven Interessen handeln? Hieraus ergaben sich die großangelegten empirischen Studien über die Struktur des Vorurteils und über die autoritäre Persönlichkeit. Antisemitismus und Rassismus liessen sich ja nicht nur aus der Ferne in Nazideutschland beobachten, sondern auch in der Gesellschaft der Vereinigten Staaten ausmachen und empirisch erforschen.

Nach dem Sieg der Alliierten über Hitler stellte sich den Exilierten die Frage, ob sie in das zerstörte Land und an die Universitäten zurückkehren wollten, die sie einst vertrieben hatten. Die meisten Soziologen, die in England, den USA und auch in einigen Ländern Lateinamerikas und Asiens Zuflucht gefunden hatten, konnten sich nicht zur Rückkehr entschliessen. Viele wollten einfach nicht in ein Land zurückkehren, in dem so viele sich zu Komplizen der Diktatur gemacht hatten. Manchen schien es, dass in der sowjetischen Besatzungszone der Bruch mit dem Faschismus entschiedener vollzogen worden war: Intellektuelle von Weltrang wie der Dichter Bertold Brecht, der Philosoph Ernst Bloch oder der Literaturwissenschaftler Hans Mayer gingen damals nach Ostberlin oder Leipzig. Im westlichen Teil Deutschlands war es keineswegs so, dass die Universitäten ihre einstigen Angehörigen mit offenen Armen aufnahmen. Aus dem schlechten Gewissen, dass viele der in Deutschland gebliebenen Hochschullehrer ihre Posten mit fragwürdigen Zugeständnissen gerettet, also mit der Diktatur paktiert hatten, entsprang nämlich keineswegs der Wille zu einer bedingungslosen Wiedergutmachung, im Gegenteil, man wollte den Vertriebenen lieber ausweichen. Nicht ohne Druck seitens der Besatzungsmächte war man allenfalls dazu bereit, einige sehr bekannte Wissenschaftler aus dem Exil zurück zu rufen. So kehrte Max Horkheimer an die Universität Frankfurt zurück und erhielt einen Lehrstuhl. Mit ihm kam Theodor W. Adorno, der allerdings sieben Jahre auf seine Professur warten musste, sowie Friedrich Pollock. Die meisten der Wissenschaftler, die mit dem Institut verbunden gewesen waren, folgten ihnen allerdings nicht auf dem Weg zurück nach Frankfurt.

Max Horkheimer passte sich bei der Neubegründung der Frankfurter Schule den Bedingungen an, die zu Beginn der 50er Jahre in der Restaurations-Phase der Adenauer-Zeit gegeben waren – parallel übrigens zur Kommunistenverfolgung in den USA in der Ära des Senators McCarthy. Schon in der Frankfurter Schule der 20er Jahre wurde ja eine Terminologie kultiviert, die verschleiern sollte, wie sehr man dem Denken von Karl Marx verpflichtet war. Dies entsprach nicht nur der inhaltlich gebotenen Abgrenzung gegenüber der parteioffiziellen Doktrin des Kommunismus der Sowjetunion, sondern auch der Furcht, die Soziologie in ihrem Anspruch zu gefährden, als akademische Disziplin neben anderen geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen Anerkennung zu finden.

Dennoch war die Frankfurter Schule für alle von unschätzbare Bedeutung, die in ihrem Soziologiestudium nach der Begründung einer kritischen Theorie der Gesellschaft suchten. Dazu war es in Deutschland wie anderswo unerlässlich, aus dem Gedankenkäfig des Kalten Kriegs auszubrechen und sich die Alternative: Hier die von den USA geführte freie Welt, dort der sowjetische Totalitarismus – nicht aufdrängen zu lassen. Das Denken einer Neuen Linken, die Ende der 50er Jahre in England entstand, fand langsam auch in die Sozialwissenschaften der Bundesrepublik Eingang. Allerdings waren die meisten Lehrstühle für Soziologie damals von Professoren besetzt, deren Karriere in der Nazizeit begonnen hatte. Aber nicht nur in Frankfurt, auch an anderen Universitätsstädten hatten Studenten damals die Möglichkeit, die Lehrveranstaltungen von Gesellschaftswissenschaftlern zu besuchen, die aus dem Exil zurückgekehrt waren. Ich erinnere mich an mein erstes Semester an der Freien Universität Berlin im Sommer 1954, als ich noch eine Vorlesung des Politologen Franz Leopold Neumann hören konnte, der in den USA ebenfalls am Institut für Sozialforschung gearbeitet und wohl die beste Gesamtdarstellung des nationationsozialistischen Herrschaftssystems verfasst hatte. Auch er hatte den inneren Zusammenhang von Faschismus und Kapitalismus herausgearbeitet.

Von hier an lässt es sich kaum vermeiden, dass ich auf meine eigenen Biographie zu sprechen komme. Wie fand ich selbst den Zugang zu einer kritischen Sozialwissenschaft? Meine Lehrer an der Freien Universität Berlin waren Exilanten oder Antifaschisten, die den Krieg überlebt hatten. Einige Jüngere standen jedenfalls unter dem Einfluss der Frankfurter Schule und knüpften an sie an. Ich habe allerdings nicht in Frankfurt studiert, wo Horkheimer und Adorno in den 50er und 60er Jahren zahllose Schüler persönlich geprägt haben. Für meine eigene wissenschaftliche Orientierung war aber ein Exilant der Frankfurter Schule wichtig, der nicht nach Deutschland zurückgekehrt war und weiter an Universitäten der USA unterrichtete: Herbert Marcuse. Im Gegensatz zu Horkheimer und Adorno verzichtete dieser_grosse Gelehrte nicht auf ein offenes politisches Engagement. Er zeigte mit seinen Schriften und mit seinem öffentlichen Auftreten, dass eine aktive Teilnahme an den sozialen Auseinandersetzungen und wissenschaftliche Redlichkeit einander nicht ausschließen. In den USA engagierte er sich in der Bürgerrechtsbewegung, dann in der grossen Friedensbewegung gegen den amerikanischen Krieg in

Vietnam. Oft wird vergessen, dass er sich zugleich kritisch mit dem sowjetischen Herrschaftssystem auseinandergesetzt hat. Sein Buch „Soviet Marxism“ war für mich selbst ein Wegweiser bei meinen Studien zur Ideologie des Stalinismus. Herbert Marcuse stellte für uns 1967 und 1968 die Brücke zu einem besseren Nordamerika dar, während die Regierung der USA im Zuge ihrer Intervention in Vietnam die schlimmsten Kriegsverbrechen seit dem Ende des 2. Weltkriegs zu verantworten hatte. Ich gehörte zu den zahlreichen Soziologen in Westdeutschland, die sich als Teil einer weltweiten Protestbewegung gegen den Vietnamkrieg verstanden und dabei auch das Verhalten der eigenen Regierung anprangerten, die sich zum Komplizen der Verbrechen der USA gemacht hatte. Dies kulminierte in einem grossen internationalen Kongress gegen den Vietnam-Krieg in Westberlin im Februar 1968, an dessen Organisation ich noch beteiligt war.

Auch wenn kritische Sozialwissenschaftler, die sich auf diese Weise engagierten, im Gegensatz zu unseren Vorbildern im 19. Jahrhundert nicht aus Deutschland vertrieben wurden, suchten viele von uns doch neue Erfahrungen in Forschung und Lehre an Universitäten anderer Länder. Deshalb ging ich Ende 1968 für ein Jahr als Gastprofessor an die New York University. Anschliessend folgte ich der Einladung eines meiner früheren Studenten aus Kolumbien, der inzwischen Generalsekretär seiner Universität geworden war, und ging an die Universidad de Antioquia in Medellín, um dort Soziologie zu unterrichten. Dann erhielt ich ein Forschungsstipendium für eine Arbeit zur politischen Soziologie Kolumbiens. Und auf diese Weise bin ich 1969 zuerst nach Chile gekommen. Weshalb aber mit einem kolumbianischen Forschungsthema ausgerechnet nach Chile?

Wieder sind wir bei der Bedeutung des Exils für die Entwicklung der Sozialwissenschaften. In der zweiten Hälfte der 60er Jahre war das demokratische Chile eines der wichtigsten intellektuellen Zentren Lateinamerikas, und zwar vor allem durch die grosszügige Aufnahme von Wissenschaftlern aus anderen lateinamerikanischen Ländern, die wegen politischer Verfolgung oder aus Mangel an Arbeitsmöglichkeiten ihre Heimat verlassen mussten. So kamen nach dem Umsturz in Brasilien zahlreich brasilianische Sozialwissenschaftler nach Santiago, darunter übrigens der spätere brasilianische Präsident Fernando Henrique Cardoso, und 1966 löste der Putsch von Onganía ebenfalls eine Abwanderung argentinischer

Soziologen nach Chile aus. Wichtige sozialwissenschaftliche Forschungszentren an den führenden Universitäten Chile wurden durch diesen Zustrom profilierter Intellektueller geprägt, was sich auch in einer beachtlichen Publikationstätigkeit etwa am CESO der Universidad de Chile und am CEREN der Universidad Católica niederschlug. Auch internationale Forschungseinrichtungen in Santiago wie CEPAL und FLACSO wurden Arbeitsstätten namhafter Exilierter. Damals waren die Dependencia-Theorien obligatorischer Ausgangspunkt aller Debatten über weltweite Strukturen von Herrschaft und Ausbeutung, übrigens auch in Europa und Nordamerika, und in Chile arbeiteten international bekannte Wissenschaftler wie André Gunder Frank, Sohn eines 1933 von den Nazis vertriebenen deutschen Schriftstellers. Wie andere Lateinamerikanisten reiste auch ich damals nach Chile, um den fortgeschrittensten Stand der Diskussion über Sozialstrukturen in Ländern des abhängigen Kapitalismus kennenzulernen. Bei einer dieser Reisen kam ich nach Concepción, dessen Universität ebenfalls vom Zustrom brasilianischer und argentinischer Sozialwissenschaftler profitierte, und wurde von dem damaligen Direktor des Instituts für Soziologie, dem Argentinier Nestor D'Alessio, eingeladen, mich um eine Professur zu bewerben, die ich dann vom März 1973 antrat.

Es ist mir nicht möglich, im Rahmen eines kurzen Vortrags das damalige Profil des Instituts für Soziologie nachzuzeichnen. Dies wäre nur durch eine kollektive Anstrengung aller noch lebender Kollegen zu leisten, die sich auf die Ergebnisse einer laufenden Untersuchung des Kollegen Guillermo Henriquez stützen könnten, ich komme darauf zurück. Es geht dabei nicht nur darum, ein Stück regionaler Wissenschaftsgeschichte zu vervollständigen, sondern an einem Erbe festzuhalten, das heute noch von Bedeutung ist. Dazu gehört nach meiner Überzeugung ein wichtiger Aspekt der damaligen Lehre der Soziologie: Es gab nämlich neben den normalen Kursen für Tagesstudenten auch Abendkurse für Arbeiter und Angestellte aus den lokalen Betrieben, die neben ihrer Arbeit ein vollwertiges Soziologiestudium absolvierten. Daran war ich sehr interessiert, weil ich schon in Berlin neben meiner Universitätstätigkeit an der Bildungsarbeit einer zentralen Gewerkschaftsschule als Dozent teilgenommen hatte. Ich hatte dort schon die Erfahrung gemacht, in Seminaren mit Berufstätigen selbst viel mehr zu lernen als im Umgang mit Studenten, deren Lebenswelt vor allem der Universitätscampus war.

Allein aus meiner Erinnerung muss ich versuchen, ein Forschungsprojekt zu rekonstruieren, das ich damals geleitet habe, gemeinsam mit dem brasilianischen Kollegen Eder Sader. Es ging um die Erforschung der Arbeitermitbestimmung (*participación obrera*) im Sektor des gesellschaftlichen Eigentums, konkret in den jüngst verstaatlichten Textilbetrieben der regionalen Industriezone. Wir standen erst am Beginn dieser Untersuchung, und alle Unterlagen sind vernichtet worden, sowohl der Forschungsplan wie auch die Pilotinterviews mit Gewerkschaftern der Textilfabrik Bellavista Tomé. Selbstverständlich konnten wir an frühere industriesoziologische Studien anknüpfen, wie an das damals schon klassische Buch von Alain Touraine zum Arbeiterbewusstsein in Huachipato und Lota. Aber von unseren Interviews bleibt mir nur eine Erinnerung an das grosse Selbstbewusstsein der gewerkschaftlichen Aktivisten, die nicht nur über die Arbeitsbedingungen mitbestimmen wollten, sondern auch über die Art der Produktion: Sie wollten fortan Stoffe für den Massenkonsum der Bevölkerung fertigen, nicht mehr feine Tuche für den Luxus einiger weniger.

Wie die meisten Dozenten unseres Instituts wurde auch ich bald nach dem Putsch festgenommen. Über meinen Aufenthalt im Konzentrationslager auf der Insel Quiriquina will ich an dieser Stelle keine Einzelheiten berichten. Dies schiene mir unangemessen angesichts des viel grösseren Leidens vieler meiner chilenischen Kollegen, die den Schergen der Diktatur in die Hände fielen. Ich möchte hier nur den bekannten Historiker Luis Vitale erwähnen, der ebenfalls starke Bindungen an das Institut für Soziologie hatte und in Concepción von 1958 bis zum August 1973 Lehrveranstaltungen abhielt. Er durchlief während dreizehn langer Monate eine wahre Leidensgeschichte in verschiedenen Konzentrationslagern und Folterzentren, bis es gelang, ihn durch eine internationale Solidaritätskampagne aus der Hölle der chilenischen Diktatur zu befreien.

Im Zusammenhang mit unserer Themenstellung der Globalisierung von Intellektuellen scheint mir allerdings ein Verhör bemerkenswert, dem ich nach einer Woche Aufenthalt auf der Insel ausgesetzt war. Mit anderen Häftlingen wurde ich in einem Boot zur Marinebasis von Talcahuano zurückgebracht und dort von mehreren Herren vernommen, die ich wegen ihrer weissen Uniformen mit goldenen Schulterstücken für Offiziere der Marine hielt. Als ich das Vernehmungszimmer betrat, hörte ich noch einen gedämpften Wortwechsels zwischen ihnen in deutscher

Sprache und musste deshalb annehmen, sie seien wahrscheinlich deutscher Abstammung. Zum ersten Mal in meinem Leben wurde mir die Frage gestellt, weshalb ich denn als Soziologieprofessor an einer Universität ausserhalb des eigenen Landes tätig sei. Meine Erklärung schien die Vernehmer nicht zu befriedigen, denn einer von ihnen stellte die Zusatzfrage „Sind Sie Jude?“ Ich dachte einen Augenblick an das düsterste Kapitel der Geschichte meines eigenen Volkes und erwiderte, dass ich derartige Fragen nicht beantworten würde. Daraufhin wurde das Verhör ziemlich schnell abgebrochen, und ich war wieder auf dem Boot, zurück zur Insel Quiriquina.

Wenn ich diesen Vorfall wahrheitsgemäss berichte, möchte ich damit keine allgemeine Missachtung der chilenischen Kriegsmarine zum Ausdruck bringen. Es gereicht ihr zur Ehre, dass es in ihren Reihen, bei den einfachen Matrosen, aber auch in Teilen des Offizierskorps Widerstand gegen den sich vorbereitenden Putsch gegen Allende gab, wie es jüngst der chilenische Sozialwissenschaftler Jorge Magasich in seinem herausragenden zweibändigen Werk „Los que dijieron no“ gezeigt hat. Im zweiten Band berichtet er auch über einen Vorfall Ende August 1973, an den ich mich selbst gut erinnere. Damals gab es eine Informations- und Protestversammlung gegen Folter in der Marine im Theater von Concepcion, mitgetragen unter anderem von den Gewerkschaften. Als wir nach Schluss das Theater verlassen wollten, fanden wir es von Uniformierten umstellt, die dann die Teilnehmer der Veranstaltung durch die Stadt jagten und Eingefangene nach Waffen durchsuchten, um damit zu zeigen, wer schon in der Regierungszeit der Unidad Popular die wirkliche Macht in der Stadt Concepción in Händen hatte.

Ich selbst habe auf der Insel Quiriquina Anzeichen dafür verspürt, dass manche der uns bewachenden Matrosen mit den Gefangenen sympathisierten. Einer von ihnen steckte mir einen Zeitungsausschnitt zu, aus dem ich erfuhr, dass ein deutscher Bundestagsabgeordneter in Santiago eingetroffen sei, um die Freilassung aller nach dem Putsch internierten Deutschen zu bewirken. In der Tat bin ich durch diese Initiative des Sozialdemokraten Wischniewski nach zweieinhalb Wochen in der Quiriquina mit Hilfe des bundesdeutschen Generalkonsulats in Concepción freigekommen. Meine Freilassung erlebte ich mit sehr zwiespältigen Gefühlen, weil ich voraussah, dass für die chilenischen Kollegen noch härtere Zeiten beginnen

würden, wenn erst einmal die Ausländer aus dem Konzentrationslager entfernt worden wären. So ist es leider auch gekommen.

Noch während meiner Internierung auf der Insel, am 20. September 1973, erliess der damalige Rektor, derselbe, der noch meine Ernennung unterzeichnet hatte, ein Dekret über die Auflösung des Instituts für Soziologie. Damit waren alle Mitarbeiter des Instituts automatisch entlassen, ihre alma mater war jeder Verpflichtung enthoben, sich für sie einzusetzen. Mir ist meine Entlassungsurkunde nicht auf die Insel geschickt worden, auch später habe ich kein Dokument dieser Art erhalten, so dass ich nach den Urkunden in meinem Besitz annehmen konnte, ich sei immer noch Titularprofessor der Universität und würde trotz meiner ungerechtfertigten Ausweisung aus Chile irgendwann einmal eine Aufforderung erhalten, meine unterbrochene Tätigkeit wieder aufzunehmen. Die Auflösung des Instituts hielt ich bis vor kurzem für einen reinen Willkürakt des Militärs. Ich konnte nicht wissen, dass sich der noch demokratisch gewählte Rektor mit seinem Auflösungsdekret selbst zum Komplizen der Diktatur gemacht hat. So war es ja auch in Frankfurt 1933 geschehen. Einige meiner chilenischen Kollegen erhielten ihre Entlassungskunde, aber als Gefangene. Einer von ihnen schrieb mir: „Mich haben sie die Entlassung im regionalen Stadion unterschreiben lassen, zusammen mit mehr als vierzig Professoren der Universität“.

Sie haben mich eingeladen, weil Sie sich an meine leider recht kurze Tätigkeit in Lehre und Forschung im Rahmen dieser Universität erinnern und diese Arbeit anerkennen möchten. Dafür bedanke ich mich sehr. Aber ich kann eine solche Anerkennung nur stellvertretend für meine Kolleginnen und Kollegen der damaligen Zeit entgegennehmen, die heute nicht anwesend sind. Einige, wie mein Kollege Eder Sader, mit dem ich zusammen damals das beschriebene soziologische Forschungsprojekt leiten durfte, sind nicht mehr am Leben. Andere, wie Dr. Nestor D'Alessio, der mich einmal als Direktor des Instituts für Soziologie zur Arbeit in Concepción aufgefordert hat und der heute in Göttingen lebt, wären gesundheitlich nicht in der Lage, eine weite Reise über den Atlantik zu unternehmen. Aber eine Reihe von Kolleginnen und Kollegen, die in Chile oder im Ausland leben und heute nicht anwesend sind, würden in der Zukunft vielleicht einer Einladung folgen, die ihnen eine aktive Rolle in einer Veranstaltung anderer Art zuschreiben würde. Ich

verlese die Liste der im September 1973 am Institut für Soziologie beschäftigten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die der Kollege Guillermo Hernandez zusammengestellt hat:

Licer Viveros, Francisco Brevis, Inés Nuñez, Jacques Zylberberg, Eduardo Lawrence, Nestor D'Alessio, Trafal Alvarez, Vittorio Gatti, Guillermo Henriquez, Gabriela Reyes, Pilar Maynou, Miguel Aigner, Sergio Sepulveda, Marco Antonio Enriquez, Fernando Mires, Enrique Lubliner, Marta Elena Alvarez, José M. Merino, Laura Torres, Regina Cunha Sader, Klaus Meschkat, Eder Sader, Luis Vitale Cometa.

Diese Liste übergab mir der Kollege Guillermo Henriquez, der ein Forschungsprojekt zur Geschichte der Soziologie in Concepción durchführt. Seine Ergebnisse könnten Ausgangspunkt für weitere wissenschaftliche Aktivitäten sein, um an die Tradition der Soziologie an dieser Universität anzuknüpfen. Die Erschließung eines heute noch verschütteten Erbes müsste Aufgabe aller Mitglieder der akademischen Gemeinschaft sein, besonders derer, die 1973 vertrieben wurden. Mit ihrer aktiven Beteiligung sollte eine gut vorbereitete öffentliche Debatte stattfinden, nicht nur um die Mitverantwortung der damaligen Universitätsspitze für die Durchführung repressiver Maßnahmen zu erörtern, sondern vor allem um zu prüfen, in welcher Weise die soziologische Lehre und Forschung in Concepción vor der zwanzigjährigen Zwangspause 1973-1993 für eine künftige Soziologie fruchtbar gemacht werden können. Ich halte es durchaus für sinnvoll, zu einem solchen Colloquium Historiker einzuladen, die die Geschichte der deutschen Universitäten vor, während und nach der Nazidiktatur erforscht haben, auch um Ähnlichkeiten und Unterschiede im Verhalten akademischer Instanzen angesichts staatlicher Unterdrückungsmaßnahmen herauszuarbeiten. Persönlich wäre ich dazu bereit, bei der Vorbereitung eines solchen Colloquiums mitzuwirken, wenn alle Kolleginnen und Kollegen von 1973 dazu eingeladen werden. Vor allem aber scheint es mir unabdingbar, eine solche Anstrengung, eine Beziehung zur eigenen Vergangenheit herzustellen, von den heutigen Studierenden der Soziologie mitgetragen wird. Sie haben ein Recht darauf, auch die örtliche Geschichte ihrer Wissenschaft kennenzulernen und den Dozenten persönlich zu begegnen, die einmal am Institut

für Soziologie tätig waren. Wegen des fortgeschrittenen Alters der damals Vertriebenen sollte man damit allerdings nicht mehr sehr lange warten.

Noch einmal zurück zur Globalisierung der Intellektuellen und zum Exil. Es fehlt hier die Zeit, den Beitrag des chilenischen Exils zur Entwicklung der Sozialwissenschaften zu würdigen: Zuerst in ihre Gastländern, wo chilenische Sozialwissenschaftler oft in hervorragender Weise zu einem besseren Verständnis der Probleme der Dritten Welt beigetragen haben. Die Arbeit, die Ihr gegenwärtiger Dekan Jorge Rojas am Institut für Soziologie der Universität Hannover geleistet hat, ist nur eines von vielen Beispielen – aber ein Beispiel, das ich aus der Nähe kenne und deshalb wertschätzen kann. Ein eigenes Kapitel verdiente auch die Rolle der aus Europa und Nordamerika nach Chile zurückkehrenden Sozialwissenschaftler beim Wiederaufbau freier Forschung und Lehre. In diesem Zusammenhang möchte ich an das Wirken meines früh verstorbenen Freundes Norbert Lechner erinnern, dem es gelang, unter dem Schutz internationaler Institutionen nach dem Putsch von 1973 in Chile zu bleiben. Sein Werk war geradezu unentbehrlich, um eine Kontinuität kritischer Sozialwissenschaft in diesem Land zu bewahren.

Vielleicht haben Sie von dieser Rede allgemeinere Reflexionen zum Modethema der Globalisierung erwartet. Ich hoffe dennoch, dass ich Ihnen verdeutlichen konnte, auf welche Weise die Geschichte der Sozialwissenschaften bis hin zu den Einrichtungen, in denen wir leben und arbeiten, mit globalen Prozessen und sehr konkreten Situationen politischer Verfolgung und Vertreibung verbunden ist. Wie wir gesehen haben, bedeutet das Exil Leiden, aber auch eine Möglichkeit, sich von den Ideologien zu lösen, die uns daran hindern, die wirklichen Probleme unserer Gesellschaften in den Blick zu bekommen. Deshalb ist die Wiedereingliederung der Exilierten nicht nur ein Akt der Gerechtigkeit gegenüber den damals Verjagten, sondern auch eine große Bereicherung des akademischen Lebens einer Universität. Es gibt keine Sozialwissenschaften, die diese Bezeichnung verdienen, ohne die Einbeziehung internationaler Erfahrungen und ohne eine kosmopolitische Perspektive. Deshalb sind Sozialwissenschaften in der Tat unvereinbar mit jenem Geist eines chauvinistischen Provinzialismus, den Diktaturen immer verbindlich machen wollen.

Mit viel Anteilnahme habe ich die Anstrengungen an dieser Universität verfolgt, im Bereich der Sozialwissenschaften das verhängnisvolle Erbe der Diktatur zu überwinden. Vor allem durch die Initiative zurückgekehrter Exilierter, zu denen auch Ihr Dekan gehört, wurden mannigfache Beziehungen zu Universitäten in vielen Teilen der Welt hergestellt, auch zu Universitäten meines Landes, die vergleichbare Erfahrungen in Zeiten der Diktatur gemacht haben. Auch in Deutschland hat der Prozess, in dem sich die Hochschulen mit ihrer eigenen Vergangenheit auseinandergesetzt haben, manchmal mehrere Jahrzehnte gedauert. Im vergangenen Jahr war ich sehr bewegt, als ich die Nachricht von einem akademischen Akt zur Ehrung der Studierenden der Universität Concepción erhielt, die der Repression der Militärdiktatur zum Opfer gefallen sind. Ich dachte, dass unter den Verschwundenen auch Teilnehmer an meinen Lehrveranstaltungen im Jahre 1973 sein könnten.

In diesem Sinne bedanke ich mich bei den gegenwärtigen Repräsentanten der Universität Concepción und besonders bei Ihrem Rektor Sergio Lavanchy für die Auszeichnung, die mir zuteil geworden ist. Meinerseits möchte ich mich verpflichten, weiterhin aktiv mit der Universität Concepción und ihrer Fakultät für Sozialwissenschaften zusammenzuarbeiten.